

Power/Play

Dialog in der Straßenbahn zwischen einem Performer
und zwei Philosophinnen bei der Abreise vom Festival
[soundcheck philosophie] #4: Macht_Denken!

Rainer Tetzke

»Ich habe nichts Schwieriges und schon gar nichts
Anspruchsvolles zu sagen, als einziges Verdienst
möchte ich dafür in Anspruch nehmen, daß es
stimmt – wenigstens teilweise.«¹ (John L. Austin)

24. April 2016, nachmittags

Philosophin 1: Eine gelungene Veranstaltung insgesamt, finde ich.

Philosophin 2: Ja, das sollte wiederholt werden. Das Theater ist echt ein
guter Ort, der ›Denkraum‹ über den Köpfen ist erfreulich hoch, und die
Luft wird nicht so schnell stickig wie bei normalen Uni-Tagungen.

Philosophin 1 (in Richtung des Performers): Ja – schon der besonderen At-
mosphäre wegen sollte das unbedingt wiederholt werden. Und wie fanden
Sie das Ganze – so als Künstler, meine ich?

Performer: Nun ja, wenn Sie die Wahrheit hören wollen: Ich habe mich
in den letzten Tagen mit einigen der anderen Performer/innen darüber
unterhalten. Wir kamen uns während des Festivals fast alle ein wenig so
vor, als bildeten wir mit unseren performativen Interventionen und Büh-

1 | John L. Austin: Zur Theorie der Sprechakte (How to Do Things with Words).
Stuttgart 1998, S. 25.

nenauaufführungen in Ihren Augen, das heißt in den Augen der meisten an der Tagung teilnehmenden Fachphilosoph/innen und Machttheoretiker/innen, nur so eine Art buntes kulturelles Rahmenprogramm – als würden wir aus Ihrer Sicht mit unseren experimentellen, sich künstlerischer Verfremdungsmittel bedienenden Beiträgen inhaltlich gesehen schon vom Prinzip her nichts wirklich Substantielles zum Thema »MACHT_DENKEN!« beitragen können, eben weil wir experimentelle Darstellungsformen und Settings gewählt hatten. Und da spielte es in Ihren Augen auch gar keine Rolle, dass ein Großteil von uns Performer/innen selber auch akademisch arbeitende bzw. ausgebildete Philosoph/innen sind. Sagen Sie mir, wenn ich falsch liege, aber ich denke: das war die vorherrschende Sichtweise bei den meisten der Theoretiker/innen, die bei der Tagung aufgetreten sind und die ihren Fachvortrag im üblichen, konventionellen Format gehalten haben. Und ich sage das deshalb, weil Sie eben von der »besonderen Atmosphäre« geredet haben. – Ich fand, der übliche akademische Duktus und die übliche akademische Diskussionskultur haben aus meiner Sicht leider allzu sehr die Atmosphäre der Fachtagung und überschwappend auch die des Festivals geprägt. Und – letzte Bemerkung meinerseits – diese implizit herrschende Atmosphäre hatte/hat auch etwas mit *Macht* und *Hierarchie* zu tun.

Philosophin 2: Oh, das geht mir jetzt ein wenig zu schnell. Können Sie das noch ein bisschen näher erläutern, das mit der Atmosphäre und den impliziten Machteffekten auf der Tagung und dem Festival interessiert mich sehr – gerade weil ich über Machttheoretiker/innen wie Foucault und Butler arbeite und mir mit letzterer angewöhnt habe, permanent die Frage zu stellen: »Was darf in gegenwärtigen Diskursregimen nicht gesagt werden, damit sie ihre Macht behalten?«²

Performer: Ich habe zum Beispiel so eine klare Hierarchie gespürt: Sie als Fachphilosoph/innen sind Ihrem Selbstverständnis nach die Expert/innen in Sachen *Macht*. Sie haben da Ihre konkreten Theorien, mit denen Sie Machtphänomene in der Welt sozusagen »von oben herab« beobachten und erklären können bzw. erklären zu können meinen. Und Sie verströmen in der Art und Weise Ihrer Darstellung permanent diesen Anspruch

2 | Judith Butler: *Haß spricht. Zur Politik des Performativen*. Frankfurt a.M. 2006, S. 218.

auf unbedingte Reflexionshoheit. Was wir Künstler/innen bzw. wir performativ arbeitende Philosoph/innen mit unseren Performances und Interventionen zum Tagungs- und Festivalthema beigetragen haben, scheint mir aus Ihrer Perspektive eher nur ornamentales Beiwerk gewesen zu sein. Bestenfalls haben wir Bilder und Beispiele geliefert, aber jedenfalls *keine echten Reflexionen* auf das Thema Macht. Dagegen möchte ich herausstellen: Wir als experimentell-performativ arbeitende Philosophen waren und sind viel mehr als Sie daran interessiert und dazu bereit, uns in unseren Ansichten – etwa zu dem, was Macht ist, wie und wo sie funktioniert, oder auch: wie sie subversiv unterlaufen werden kann, *verunsichern* und durch neue Erfahrungen immer wieder *neu inspirieren zu lassen*. Vielleicht idealisiere ich das jetzt ein bisschen, aber ich denke: Wir als experimentell performende Philosoph/innen haben eine viel stärkere permanente Suchbewegung in uns, als ›konventionelle‹ Philosophen. Wir suchen nach den Brüchen in Theorien und in unseren eigenen Erfahrungen mit den Theorien. Umgekehrt hatte ich während des Festivals nicht den Eindruck, dass Sie als philosophische Theoretiker/innen sich von irgendetwas, was wir als Performer/innen während des Festivals gesagt und gezeigt haben, in ihren theoretischen Perspektiven haben inspirieren oder verunsichern oder neu ins Denken bringen lassen oder lassen wollen!

Philosophin 2: Ja, da haben Sie wohl recht. Obwohl ich der Meinung bin, dass Ihr Anspruch vielleicht generell etwas zu hoch hängt. Denn es ist doch so: Je älter man als Philosoph/in wird, je länger man im philosophischen Geschäft ist und über die verschiedenen philosophischen Themen nachgedacht hat, die einen interessieren, um so seltener lässt man sich diesbezüglich noch in seinen Grundüberzeugungen erschüttern oder grundsätzlich ›neu ins Denken bringen‹ – auch nicht von seinen ›konventionell arbeitenden‹ Fachkolleg/innen und deren ›guten Gründen‹! Ich finde es insgesamt vielleicht auch gar nicht sinnvoll, sich philosophisch ständig grundsätzlich neu erfinden zu wollen und permanent dem Einnehmen neuer Perspektiven nachzujagen, wie Ihre emphatischen Äußerungen es als Ideal nahe legen. Das, was Sie sagen und als Ideal anpreisen, folgt implizit vielleicht gerade dem absurden rhetorischen Innovations-Imperativ der spätkapitalistischen Gesellschaft. Diesem Zeitgeist stellt sich echte Philosophie ja vielleicht gerade entgegen bzw. sie sollte es sogar tun, denn das ›Neue‹ ist zumindest in der Philosophie nicht per se immer das Vernünftigere oder Bessere! Es ist gut so, dass wir uns in der Philoso-

phie dem permanenten Innovationsdruck, der sich aus kurzfristigen Verwertungs- und Vermarktungszwängen ergibt, wenigstens partiell – noch – widersetzen können. Und ich möchte noch eine letzte, zugegeben etwas rhetorische Bemerkung machen – zu der Frage, warum ich als Philosophin mich von den künstlerisch-philosophischen Beiträgen beim Festival nicht habe ›neu ins Denken bringen lassen‹: Vielleicht haben die Beiträge mich intellektuell und ›affektiv‹ einfach nicht genügend herausgefordert? Die prinzipielle Frage wäre, wie müssten Philosophie-Performances und performative Gesprächsinterventionen gestaltet sein, dass sie vielleicht wirklich auch bei so hartgesotten konventionell arbeitenden Philosoph/innen wie mir intellektuelle Erschütterungen auslösen könnten?

Philosophin 1 (in Richtung des Performers sprechend): Sie haben da ja vorhin eine, was das Machtthema und unsere Tagung angeht, ›indexikalische‹ Perspektive aufgemacht: dass wir Philosoph/innen bei der MACHT_DENKEN!-Tagung und auch auf dem gesamten viertägigen Festival, nicht nur über Macht *geredet*, sondern auch implizit Macht *ausgeübt* und sogar Hierarchien *produziert* hätten. Ich würde Ihre kritische Position zu diesem Punkt noch etwas besser verstehen wollen ...

Performer: Was ich meinte, ist Folgendes: Sie als akademische Philosoph/innen und Theoretiker/innen haben einfach haargenau denjenigen Diskussionsstil und dasjenige Diskussionssetting in den Theaterraum transportiert, die Sie von der Uni kennen und in denen Sie sich ›sicher‹ fühlen. Und Sie haben sich da interessanter Weise auch überhaupt nicht irritieren lassen von den leicht subversiven Intentionen der Tagungsveranstalter, die sich ja eigentlich vorgenommen hatten, das traditionelle akademische Tagungs-Setting in seiner performativen Machtförmigkeit – in den Verteilungen der expliziten und impliziten Sprechberechtigungen im Theaterraum – offen *auszustellen* und dies so allen Beteiligten im Raum anschaulich bewusst zu machen, d.h. thematisierbar, hinterfragbar und gegebenenfalls sogar experimentell transformierbar.

Philosophin 1: Mit Verlaub: Die »Machtförmigkeit« der Tagung »hinterfragbar« zu machen und sozusagen »aufbrechbar«? Können Sie mir das noch ein wenig genauer erläutern?

Performer: Nun ja, ich weiß nicht, wie es Ihnen ging, aber ich habe das Raumarrangement der Tagungsveranstalter so gelesen, dass hier eine akademische Fachtagung ausdrücklich *auf der Bühne* vorgeführt wird: Die ›wichtigen‹ Leute, d.h. die eingeladenen Referent/innen saßen in der Mitte des Raumes, also *auf der Bühne* an einem Tisch mit Getränken. Alle anderen saßen *nur* rings herum an drei Seiten verteilt auf den Theater-Rängen und waren damit in der Position von *Zuschauern* bzw. *Beobachtern*. Oder doch auch von *aktiven Teilnehmern*? Das Raumarrangement ließ das eher offen, es ließ offen, ob die Leute auf den Zuschauer-Rängen während der Tagung eine Sprechberechtigung hatten und wenn ja, welche – eine Sprechberechtigung ›zweiter Ordnung‹? – Einige von den Tagungsreferent/innen haben das sicher durchschaut. Manchen schien es egal. Manchen schien es eher unangenehm, während der gesamten Tagung in der Mitte auf dem *Präsentierteller* der Bühne zu sitzen. Einige wenige Referent/innen haben sich dann ganz oder zeitweise ins Publikum auf die Ränge gesetzt und versucht, von dort aus mitzudiskutieren. Umgekehrt hat sich aber, soweit ich mich entsinne, fast niemand vom Publikum oder von den Performer/innen *getraut*, sich einfach mal mit an den Tagungstisch in der Mitte des Raumes zu setzen. Zusätzlich als explizit performatives Element gab es auf der Tagung dann ja auch noch diesen Gong, der laut expliziter Definition dafür da war, zwar nicht in die Fachvorträge einzugreifen, aber zumindest in die Diskussion, wenn Referent/innen oder Diskutant/innen nicht zur Sache, sondern z.B. nur ›zur Selbstdarstellung‹ redeten – respektive: wenn jemand zumindest den Eindruck hatte, dies würde gerade der Fall sein. Aber der Gong ist für meinen Geschmack leider viel zu wenig genutzt und thematisiert worden. Ich hätte mir die Inszenierung der Tagung – gerade mit Blick auf das *zeigende* Explizieren und Variieren von kommunikativen Machtverhältnissen – noch viel dynamischer und spielerischer gewünscht. So wäre ich auch persönlich viel besser ins Mitdenken gekommen. Und das ist im Übrigen auch die Sicht von anderen Performer/innen und Zuschauer/innen gewesen, mit denen ich gesprochen habe. Manche hatten sogar das deutliche Gefühl, dass bei der Fachtagung teilweise spürbar sogar so etwas wie *Angst* in der Luft lag, d.h. dass partiell eine Gesprächsatmosphäre des *Ich-darf-jetzt-nichts-Falsches-sagen-sonst-mach-ich-mich-lächerlich* herrschte. Das heißt, es war kein so freies, im Sinne von *spielerisches* Sprechen, Kommunizieren und Interagieren möglich, wie zumindest einige der Performer/innen und Zuschauer/innen es sich gewünscht

hätten. Und eigentlich ist man ja als Performer genau dafür zuständig, nicht nur selbst sensitiv zu sein, in Bezug auf solche impliziten ›atmosphärischen Störungen‹ im Theaterraum, sondern normalerweise folgen dann gute Performer/innen auch dem Impuls, diese Störung sofort durch irgendeine Art von verbaler und/oder körperlicher Intervention zu thematisieren und schon dadurch spielerisch aufzubrechen. Aber: Die Performer/innen haben sich das während der Tagung einfach nicht getraut, weil Ihnen nicht klar war, ob sie das jetzt *gedurft* hätten, d.h. ob es aus Sicht der Veranstalter/innen der Tagung okay gewesen wäre – und für die akademischen Tagungsreferent/innen *zumutbar*. – Ich möchte es am Beispiel der Arbeit der Performancegruppe Monkeydick Productions etwas anschaulicher machen. Es handelt sich um eine Gruppe von Performer/innen mit philosophischem und sozialwissenschaftlichem Hintergrund, die als Centrum für performative Machtforschung (CPM) zum Festival eingeladen waren. Ein Teil ihrer performativen Intervention bestand darin, dass sie im Theaterfoyer einen ›CPM-Messestand‹ aufgebaut hatten und diesen – insbesondere in den Pausen – in sehr aktiver, publikumsintegrierender Weise ›bespielten‹. Die Messepräsentation von CPM zielte offenbar darauf ab, bestimmte Formen von sich als wissenschaftlich gerierender Autorität und Expertise ironisch infrage zu stellen, die sich der Verwertungslogik des kapitalistischen Marktes anpassen und dabei Machteffekte produzieren. Dies wurde von den CPM-Akteuren durch persiflierende und zugleich selbstironische Übersteigerung ihres ›Messeauftritts‹ sichtbar und spürbar gemacht und zugleich dekonstruiert. An einem Nachmittag saßen die CPM-Performer/innen mit ihren überdrehten Messeauftritts-Kostümen dann auch zeitweise unverhofft mitten im Publikum der philosophischen Fachtagung. Sie hörten sich ein oder zwei der theoretischen Vorträge inklusive Diskussion an und offerierten dem Tagungspublikum auf den Theater-Rängen dann ein Alternativ-Angebot: Statt weiter der Fachtagung beizuwohnen und sich mit der rein theoretischen Bearbeitung des Themas Macht zu beschäftigen, bot CPM parallel einen zweistündigen Workshop auf der Probephühne des Theaters im Obergeschoss an, bei dem es darum gehen sollte, ›partizipativ‹ praktische Machterfahrungen zu machen und darüber gemeinsam zu reflektieren. Und ein Teil der Tagungs-Besucher/innen ist ja dann der Einladung von CPM auch tatsächlich gefolgt. Ich selber leider nicht. Aber einige der Leute, die an dem Workshop von CPM teilgenommen haben, haben mir danach erzählt, dass sie es wirklich erhellend fanden, eben nicht nur abs-

trakt über Macht zu reden, sondern geleitet vom Setting von CPM spielerisch eigene praktische Machterfahrungen in der Gruppe zu machen und dabei ›materialnah‹ genau darüber gemeinsam zu reflektieren. Übrigens gab es während dieses Workshops von CPM oben auf der Probebühne – so wurde mir berichtet – auch einen Moment, wo sich alle im Raum ernsthaft überlegten und darüber beratschlagten, ob sie jetzt nicht zusammen einfach mal zur akademischen Fachtagung auf die Hauptbühne hinuntergehen sollten, um dort gemeinsam ein Lied zu singen und so die dort als hierarchisch empfundene Sprechkonstellation und die als angespannt empfundene Atmosphäre spielerisch-subversiv aufzubrechen.

Philosophin 2: Aber sie haben es nicht getan!

Performer: Nein, sie haben es nicht getan. Und ich will jetzt gar nicht versuchen, weiter zu rekonstruieren, aus welchen guten oder weniger guten Gründen die Workshop-Teilnehmer diese Intervention am Ende doch unterlassen haben. Ich denke mir nur, dass schon allein die Tatsache, dass eine solche subversive Idee da oben auf der Probebühne überhaupt aufkam und verhandelt wurde, zeigt, dass es unten auf der Hauptbühne während der Tagung vielleicht tatsächlich eine irgendwie problematische Atmosphäre bzw. eine verfestigte Machtkonstellation gegeben hat, die subversive Widerstandsideen provozierte. *By the way:* Wie hätten Sie als Tagungsreferent/innen denn eine solche subversive Störung des akademischen Diskurses empfunden?

Philosophin 2: Sie meinen: wenn da eine Gruppe reingekommen wäre, während ich meinen theoretischen Vortrag halte oder über einen Vortrag von jemand anderem diskutiere? – Ich hätte das als echt abwegig empfunden, denke ich. Zumindest im ersten Moment. Aber vielleicht hätte ich im zweiten Moment doch innerlich ›geswitcht‹ und mich und alle Beteiligten gefragt, warum das jetzt hier so passiert, welche ›Bedeutung‹ es hat. Eigentlich interessieren mich ja auf einer philosophisch-theoretischen Ebene gerade unvorhergesehene Ereignisse oder Leute, die in einer bestimmten Situation von gesellschaftlichen Machtspielen subversiv agieren. Und es ist sogar meine Überzeugung, dass jede freie Gesellschaft subversiv agierende Menschen benötigt.

Philosophin 1: Jetzt mal etwas polemisch an Sie als Performer zurückgefragt: Stellen Sie sich vor, Sie hätten einen Bühnenauftritt, der nicht unmittelbar auf intervenierenden Publikumseingriff ausgerichtet ist, sondern vom Publikum zunächst einfach mal konzentriertes Zuhören und Zusehen fordert. Würden Sie sich da selber etwa mitten in Ihrer Darbietung durch irgendwelche Leute, die im Raum aufstehen und einfach singen, gern unterbrechen lassen? Es mag bestimmte Settings geben, da mögen solche Störungen *produktiv* sein. Bei einer wissenschaftlichen Tagung jedoch – und das gilt auch, wenn diese in einem Theaterraum stattfindet und auch dann, wenn sie das Thema Macht hat – scheinen mir solche kruden Störungen einfach fehl am Platz. Ich will mich bei einem komplizierten Gedankengang, den ich gerade in einem Vortrag entwickle, jedenfalls nicht von solchen DADA-Aktionen unterbrechen lassen. Das erinnert mich an so Dinge, wie das »Busen-Attentat« auf Adorno 1969 – Dinge, die mittlerweile doch irgendwie zurecht etwas *old school* sein dürften, oder? Etwas weniger polemisch formuliert: Sie mögen mich für borniert oder konservativ halten, aber zunächst einmal sehe ich nicht, was es für einen Sinn haben soll, ein *prima facie* funktionierendes Format der akademischen Kommunikationspraxis wie eine Tagung mit ihren impliziten wie expliziten Regeln in der Praxis »aufzubrechen«. Ich begreife zwar durchaus, worauf sie hinauswollen: dass auch Philosoph/innen, die über Macht nachdenken, in dem Moment, wo sie es öffentlich tun, Macht ausüben, und dass sie das manchmal nicht selber in jedem Moment präsent haben – aber das ist doch, finde ich, *geschenkt* und wird als Problem viel zu sehr aufgebauscht. Mich nervt in gewisser Weise diese permanente *Hermeneutik des Macht-Verdachts* gegen alles und jeden, weil ich das Gefühl habe, dass diese Art ubiquitär agierende *Machtkritik* eher destruktiv auf die bloße Zerstörung von Institutionen hinausläuft. Ich möchte mir jedenfalls die Gegenposition nicht ausmalen: Philosophieren oder gar menschliches Zusammenleben überhaupt ganz ohne irgendwelche Institutionen!? – Nein danke! Ohne Institutionen gibt es keine vernünftige Rede über Macht und überhaupt kein vernünftiges Zusammenleben. Punkt!

Philosophin 2: Ich erlebe Sie gerade leicht affektiert, liebe Kollegin! Und ich muss Ihnen zumindest partiell widersprechen: Die Auseinandersetzung mit den eigenen Formen des Mit-einander-Redens ist für die akademische Philosophie durchaus wichtig. Im Januar 2016 fand – veranstaltet

von der Deutschen Gesellschaft für Philosophie – unter dem Titel *Chilly Climate* eine Tagung statt, die die allzu unterkühlt-kämpferisch-agonale Kommunikationspraxis und das zum Teil auch von Ausgrenzung geprägte Klima innerhalb der Universitätsphilosophie zum Thema hatte. Und es wurde die Forderung nach einem ›Klimawandel‹ innerhalb des Fachs erhoben.³ Auch Autoren wie Peter Bieri⁴ und Michael Hampe⁵ haben in den letzten Jahren das wenig kommunikative Klima zumindest in Teilen des akademisch-philosophischen Diskurses auf ihre Weise kritisch thematisiert und einen Wandel im philosophischen Selbstverständnis eingefordert. Mir scheint eine gewisse *Hermeneutik des Verdachts* in Bezug auf die eigenen Kommunikationspraktiken in der Philosophie deshalb schon aus ›prophylaktischen‹ Gründen durchaus angebracht. In dieser Richtung verstehe ich auch das, was der Performer hier in unserem Gespräch gerade angemahnt hat. Und mir fällt jetzt zudem gerade noch einmal diese eine Performance ein, die wir am späten Freitagabend alle zusammen gesehen haben. Sie trug den etwas sperrigen Titel *Machtwortstudio. 1000 Nietzsche – Eine Performance für alle und keinen*: In dieser Performance hat einer der agierenden Performer ganz am Anfang so von hoch oben, 5 Meter über unseren Köpfen auf der Beleuchter-Empore stehend, ›als Nietzsche‹ auf uns herunter gesprochen. Und natürlich war das für uns als Publikum irgendwie eine ganz unangenehme *asymmetrische Kommunikationssituation*. Und sicher sollte dieses Von-oben-herab-Setting des Sprechens nicht nur auf die Gefahren dieser ganzen Übermenschen-Rhetorik bei Nietzsche verweisen, sondern auch auf die generelle Gefahr des besser-wisserischen Von-oben-herab-Sprechens, das *in fast jedem Standard-Setting* des Philosophierens steckt. Und ich fand es zumindest interessant, wie der Performer das dann anschließend versucht hat zu brechen, indem er sich nicht nur praktisch hinunter auf die Kommunikationsebene mit dem Publikum begab bei seinem ›Nietzsche-Spielen‹, sondern sich auch als ›Nietzsche-Spielender‹ vorführte, reflektierte, sich selbst dabei

3 | Siehe hierzu die Dokumentation und Reflexion der Tagungsbeiträge in den Mitteilungen der DGPhil Nr. 31/Frühjahr 2016, unter: <http://dgphil.de/fileadmin/newsletters/Mitteilungen-der-DGPhil-Nr-31.pdf> (21.6.2016).

4 | Peter Bieri: Was bleibt von der analytischen Philosophie? In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 55/3, S. 333-344.

5 | Michael Hampe: Die Lehren der Philosophie. Eine Kritik. Frankfurt a.M. 2014.

biografisch sichtbar und verortbar machte, eben um die abstrakte Autorität des philosophischen Sprechers infrage zu stellen ...

Philosophin 1: Geschenk! – Natürlich gibt es problematische Machtspiele nicht nur im normalen Leben, sondern auch innerhalb der Philosophie und in ihren akademischen Institutionen, keine Frage! Aber welchen Sinn, und vor allem: welchen Effekt hat es, permanent eine generelle Skepsis gegenüber den Institutionen zu ›predigen‹, wie es manche insbesondere französische oder französisch inspirierte Machttheoretiker/innen meines Erachtens nach tun oder zu tun scheinen. Da bin ich ganz auf Hegels Seite: Ich warne davor, die Institutionen mit Verweis auf deren mitunter auch hierarchische Machteffekte einfach abschaffen zu wollen oder die Idee des Abschaffens gefährlich nahezulegen. Im Übrigen hat ja auch der von Ihnen, Frau Kollegin, so hochgeschätzte Michel Foucault die akademischen Machtspiele selber mitgespielt. Als Professor am Collège de France hatte er natürlich besondere Sprechberechtigungen, die implizierten, dass seine Student/innen ihm zuhörten bzw. zuhören mussten – etwa während einer Vorlesung.

Philosophin 2: Es gibt eine Stelle, wo Foucault tatsächlich selbst genau über diese institutionelle Sprechberechtigung reflektiert, über die er als Professor verfügt, wenn er einen Vortrag hält. Und er möchte das ja gar nicht aufheben. Dass Menschen jemandem Anderen, der über eine bestimmte sie interessierende Sache mehr weiß, als sie selber, gerne zuhören und ihm genau für diese konkrete Sache die Sprechberechtigung erteilen, das ist auch für Foucault überhaupt nicht problematisch. Aber diese Praxis muss als ein *Spiel* verstanden werden und nicht als eingefrorene Struktur – als *Spiel*, bei dem für die Zuhörer immer die Möglichkeit bestehen muss, nach dessen Berechtigung zu fragen. Weiß derjenige wirklich mehr über die betreffende Sache als wir – oder tut er nur so, qua institutioneller Rolle? Das muss kritisch reflektierbar und aushandelbar bleiben. Und wenn das durch bestimmte institutionelle Macht-Verfestigungen nicht mehr ohne weiteres möglich ist, kann auch Subversion eine Option sein, um die Dinge aus der Verfestigung wieder ›in Fluss‹ zu bringen und gesellschaftliche Normalisierungstendenzen zu stoppen. Im Übrigen, denke ich, gilt auch für die Analyse von Machtspielen das, was John Austin am Ende von *How to Do Things with Words* für die Analyse

von Sprechakten formuliert hat: »Richtig Spaß macht es erst, wenn wir es auf die Philosophie anwenden!«⁶

In diesem Augenblick kommt die Straßenbahn zum Stehen. Ein Polizist steht auf den Gleisen und regelt den Verkehr. In der Ferne, am Ende der Straße sieht man Menschen Deutschlandfahnen schwenken. Dann eine Durchsage der Straßenbahnfahrerin: »Sehr geehrte Fahrgäste. Aufgrund einer Demonstration muss unsere Straßenbahn heute eine Umleitung über den Wilhelm-Leuschner-Platz nehmen.«

Philosophin 2: Na prima, diese Pegida- oder Legida-Leute⁷ schon wieder! Wir sind hier in Sachsen, hatte ich fast vergessen!

Philosophin 1: Entschuldigung, wenn ich Ihnen gegenüber jetzt etwas polemisch werde: Aber sind das da draußen nicht genau die Prototypen von wirklich ›subversiven Akteuren‹, von denen Sie eben gerade in beinahe schwärmerischem Ton gesprochen haben? Die Leute, die zu Pegida und Legida gehen, sind doch wirklich unangepasst subversiv in Bezug auf unsere Gesellschaft, deren verfestigte institutionelle Sprechberechtigungen, deren ›Normalisierungszwänge‹ und deren Institutionen. Müsstent Sie diese spezielle Art von ›Free Speech Movement‹ – von Leuten, die bisher in der Gesellschaft keine Stimme hatten oder zu haben glaubten – nicht eigentlich begrüßen? Oder wie unterscheiden Sie moralisch gute, ›vernünftige‹ Subversion von moralisch verwerflicher bzw. ›unvernünftiger‹ Subversion?

Philosophin 2: Ich glaube, das mit Legida und Pegida sind eher Effekte einer allzu lange und allzu sehr ›normalisierten Gesellschaft‹, eines

⁶ | John Austin: Zur Theorie der Sprechakte. S. 183.

⁷ | Seit Januar 2015, und auch während des Festivalzeitraumes von [soundcheck philosophie] #4 gab es in Leipzig regelmäßig Demonstrationen der rechtspopulistischen Bewegung »Leipziger Europäer gegen die Islamisierung des Abendlandes« (LEGIDA), an der sich anfangs mehrere tausend, im April 2016 nur noch ca. 100 Menschen beteiligten. Die Demonstrationen wurden von massiven Gegenprotesten begleitet. LEGIDA verstand sich als Leipziger Ableger der ebenfalls rechtspopulistischen PEGIDA-Bewegung aus Dresden, die sich dort bereits 2014 gegründet hatte und weitaus mehr Menschen mobilisieren konnte.

homogenen Gesellschaftsideals, das Abweichung jahrelang stark sanktionierte, wie es hier in Sachsen über Nazismus und DDR-Zeit hinweg der Fall gewesen ist und wie es anschließend seit über 25 Jahren von der in Sachsen regierenden konservativen Partei in zugegeben etwas milderer Weise als Leitbild partiell weitertradiert wurde.

Philosophin I: Ich denke, das mit Pegida ist ein Bildungsproblem, und es betrifft insbesondere die Alten, die noch in der DDR sozialisiert worden sind. Mit der richtigen Art von *Bildung* wird dieses Problem langfristig verschwinden.

Performer: Bildung ist durchaus ein Stichwort, das ich unterschreiben würde. Aber zur Bildung gehört meiner Meinung nach nicht nur das Vermitteln von theoretischen Einsichten, um kritikfähig zu werden. Man muss den Leuten auch *praktische* Kritikfähigkeit im Sinne des praktisch-subversiven *Abweichen-Könnens*, des *An-die-Grenzen-des-Normalen-gehen-Könnens* ›beibringen‹. Und vielleicht können auch performative Philosophie-Experimente, die sich von der Performance-Kunst inspirieren lassen, gerade bei der Einübung solcher ›bürgerschaftlichen Subversions-Kompetenzen‹ eine wichtige Rolle spielen! Ich finde es in diesem Zusammenhang übrigens sehr plausibel, wenn der vorhin erwähnte Philosoph Michael Hampe gerade die Vorstellung zurückweist, dass es in der Philosophie um die Vermittlung von irgendwelchen Lehr-Inhalten gehe. In diesem Sinne gibt es keine »Lehren der Philosophie«.⁸ Analog würde ich mit Bezug auf unser Thema auch behaupten: Es gibt keine »Lehren der Philosophie« in Bezug auf das Thema Macht. Es gibt aber eine *Praxis des Philosophierens*, die man zeigend zu vermitteln versuchen kann. Eine Praxis, die vielleicht vor allem durch so etwas wie eine permanent offene und auch in diesem Sinne kritische Haltung gekennzeichnet ist. John Cage hat das, was ich hier meine, einmal so beschrieben: »Das Wichtigste ist, den Kopf beweglich zu halten doch leer.«⁹

Philosophin I: Mit Verlaub: Meinen Sie das jetzt ernst!? Es soll keine philosophischen Inhalte geben!? Man soll »den Kopf leer halten«!? Meinen

8 | Hampe: Die Lehren der Philosophie.

9 | John Cage: »45' für einen Sprecher«. In: John Cage: Silence. Frankfurt a.M. 1995, S. 147.

Sie also, wir sollten in der Philosophie aufhören, Texte zu lesen und uns mit philosophischen Theorien – etwa substantialistischen oder relationalistischen Machttheorien – auseinanderzusetzen?! Klingt das nicht irgendwie lächerlich? Überhaupt hatte ich bei einigen philosophischen Performances während des Festivals genau diesen Eindruck, dass hier Philosophie allzu sehr simplifiziert, allzu sehr personifiziert und allzu oft ironisiert wurde! – Und ich hatte auch den Eindruck, dass die philosophierenden Performer/innen sich *gerade dadurch selber lächerlich gemacht haben*.

Performer: Ich würde vorschlagen, das etwas anders zu sehen: Wie ich schon sagte, waren ja die meisten der am Festival beteiligten Performer/innen *auch* Philosoph/innen. Und *als* Philosoph/innen haben sie mit ihrem experimentell-performativen Festivalbeitrag in viel stärkerem Maße etwas riskiert und sich viel stärker selbst aufs Spiel gesetzt, als diejenigen Philosoph/innen, die einfach einen klassischen Vortrag im Tagungsformat gehalten haben. Indem die performativen Philosoph/innen offen in unterschiedliche Rollen schlüpften, sich verkleideten, vom ›Normalen‹ abweichende Sprechhaltungen einnahmen, mit zum Teil extremem Körpereinsatz agierten – wie Richter/Meyer/Marx in *Power Games* –, ihre Sprache übersteuerten, multimedial agierten, selbstironische Elemente und sogar Slapstick in ihre Darstellungen einbauten, ihre eigenen biografischen Erfahrungen und Leseerfahrungen scheinbar emotional ›distanzlos‹ zum Thema machten, haben sich die performenden Philosoph/innen bewusst dem Risiko ausgesetzt, von den ›normalen‹ akademischen Philosoph/innen als lächerlich wahrgenommen zu werden – eben gerade wegen der Art und Weise, wie sie in ihren Experimenten versucht haben, bestimmte Erfahrungen des Denkens neu zu artikulieren, philosophische ›Lehren‹ zu verflüssigen, anders zugänglich zu machen, Theorien in neuen Erfahrungskontexten zum Sprechen zu bringen, Gedanken anders freizusetzen. Judith Butler hat es einmal so formuliert: »Ein Subjekt, das an der Grenze des Sagbaren spricht, nimmt das Risiko in Kauf, eine neue Unterscheidung von Sagbarem und Unsagbarem vorzunehmen, das Risiko, selbst in den Bereich des Unsagbaren verbannt zu werden.«¹⁰ – Aber bevor unsere Straßenbahn demnächst endlich doch

noch den Leipziger Hauptbahnhof erreicht, und unser kleines *Power-Play*-Gespräch in diesem beweglichen »Performance-Raum der Gründe« beendet sein wird, möchte ich Sie beide noch einmal zu Ihren eigenen Erfahrungen im »performativen Philosophieren« befragen. Darüber haben wir bisher noch gar nicht geredet: Sie beide haben ja selber – zum Teil trotz Ihrer theoretischen Skepsis – innerhalb des Festivals an einem beim Publikum sehr beliebten theatralen Bühnen-Format des Philosophierens teilgenommen: dem *Club der toten Philosophen*, bei dem lebende PhilosophInnen in die Rolle von berühmten PhilosophInnen der Vergangenheit schlüpfen und als diese miteinander sowie mit dem Publikum über ein bestimmtes Thema diskutieren.



Georg Lohmann und Kurt Röttgers beim *Club der toten Philosophen*

Dieses Mal ging es naheliegender Weise um die Frage »Was ist (die) Macht?«. Und an diesem Club-Gespräch auf der Bühne beteiligt waren Marx, Nietzsche, Hobbes und Foucault. Wie ging es Ihnen beiden, als Sie da gestern Abend in Ihrer jeweiligen Rolle vorn auf der Bühne saßen und miteinander diskutiert haben? Was war da für Sie anders als in einem normalen akademischen Disput?

Philosophin 1: Ich fand das Format von vornherein philosophisch gesehen eher grenzwertig. Aber ich wollte mich dann doch darauf einlassen

und mitmachen, weil die Veranstalter/innen mich so nett angefragt hatten. Meine Erfahrung war aber tatsächlich: Der theatrale Rahmen hat ein wirklich tiefes philosophisches Gespräch am Ende doch eher verhindert. Man schaut ja in den Raum und spürt, dass von den fast 150 Leuten ein Großteil nicht vom Fach ist, das heißt Philosophie studiert hat oder studiert. Auch die Fragen des Moderators sind ja so, dass man erst einmal die Basics der Position des von einem selbst verkörperten Philosophen erklären muss und sich gar nicht so an tieferen Detailproblemen abarbeiten kann. Und zudem gibt es viele biografische Nachfragen. Und das ist ja in diesem Fall vielleicht auch in Ordnung so. In diesem Setting muss Philosophie einfach irgendwie anders, populärer, unterhaltsamer, biografieorientierte aber damit leider auch weniger tiefgründig verhandelt werden. Und an dieser Stelle möchte ich noch einmal auf unseren Dissens von vorhin zurückkommen, was die Funktion einer wissenschaftlichen Tagung angeht: Bei einer Fachtagung ist die Zielgruppe ja gerade eine gänzlich andere als bei einem Format wie dem *Club der toten Philosophen*. Das muss man im Auge behalten: Spreche ich für eine allgemein interessierte, meinetswegen bildungsbürgerliche bzw. nichtfachspezifische Öffentlichkeit oder rede ich zu einem Fachpublikum? Wer eine Fachtagung besucht, weiß, dass er möglicherweise nur dann etwas versteht und wirklich *mitreden* kann, wenn er den Diskurs um das behandelte Thema schon etwas genauer kennt, zum Beispiel bestimmte Basisreferenztexte dieses Diskurses gelesen hat. In der Erwartung, einem solchen Fachpublikum gegenüberzusitzen, konzipiere ich natürlich eine ganz andere Art von Rede, als wenn ich zu einem allgemeinen Publikum von philosophischen ›Laien‹ in der Öffentlichkeit spreche. Eine akademische Fachtagung ins Theater und damit an einen außerakademischen Ort zu verlegen, kann ja nicht bedeuten, bestimmte Standards einer akademischen Tagung aufzugeben, nur weil ein paar Besucher/innen im Raum der Debatte gerade nicht folgen können. Sehen Sie das nicht auch so?

Performer: In einer gewissen Hinsicht haben Sie natürlich Recht. Auch bei allen experimentell-performativen Philosophie-Darbietungen muss man sich immer wieder die Frage nach der Zielgruppe stellen. Für welche Menschen spreche ich? Aber was mich eigentlich interessiert an Ihrer Beteiligung am *Club der toten Philosophen*: Welche Erfahrungen haben Sie dadurch gemacht, dass Sie ja dort nicht Ihre eigene Meinung zum Thema »Was ist (die) Macht?« vertreten konnten, sondern *in einer Rolle* waren

und in dieser Rolle argumentieren mussten – für Positionen, die Sie real ja gar nicht vertreten? Was hat dieses vorgegebene dramaturgische Setting mit ihrem eigenen Denken gemacht? Haben Sie vielleicht sogar neue Erkenntnisse gewonnen, gerade indem Sie während des Abends – oder schon in Vorbereitung auf diesen Abend – das Thema in der Perspektive ›Ihres‹ toten Philosophen durchdenken, darstellen und verteidigen mussten?

Philosophin 2: Ich habe etwas gelernt, schon in dem Moment, als ich die Rolle vorbereitet habe, aber auch in der Diskussion auf der Bühne an dem Abend selber. – Das Setting setzt schon kreative Reflexion und Selbstreflexion frei, wenn man gezwungen wird, philosophische Überzeugungen und Perspektiven zu verteidigen, die nicht unbedingt die eigenen sind, oder sogar das ganze Gegenteil der eigenen Position.

Philosophin 1: Wie schon gesagt, für mich neigt das Format *Club der toten Philosophen* etwas zu sehr in Richtung eines philosophischen Slapsticks, weil hier zu sehr an der Oberfläche diskutiert wird. Man könnte hier etwas polemisch eine Differenz markieren: zwischen bloß *unterhaltender* Philosophie einerseits und wirklich *bildender* Philosophie andererseits. Aber ich möchte diese Differenz mit Bezug auf den *Club der toten Philosophen* wiederum nicht zu sehr strapazieren, denn ich kann dem agonalen Charakter des Formats durchaus auch etwas abgewinnen. – Es zeigt ja das dialektische Prinzip jeden guten Philosophierens: Dass man erst im Durchgehen durch den argumentativen Streit der Positionen zu so etwas wie wirklicher philosophischer Erkenntnis, oder sagen wir besser: zu einem tieferen philosophischen Verständnis gelangen kann. Eine gewisse inszenierte agonale Dramatik des Philosophierens kann als Mittel gegen die philosophische Berufskrankheit der ›Vereinfacherei‹ – wie John Austin sie einmal bezeichnet hat – durchaus hilfreich sein.

Performer: Ja, auch ich finde, dass das Agonale, wenn es spielerisch bleibt, durchaus hilfreich für die Ausprägung von philosophischem Denken und einer vernünftigen philosophischen Haltung sein kann. Die Gefahr, Philosophie als Autoritätsdiskurs wahrzunehmen und selber nicht mehr kritisch genug mit dem Gesagten umzugehen, wird unterlaufen, wenn der *Raum der Gründe* offen performt wird, wie es beim *Club der toten Philosophen* geschieht. Ich finde es spannend, wie Theorien dadurch verflüssigt

werden, dass sie in einem spielerischen Kontext von ›maskierten‹ Philosoph/innen inszeniert werden. Und dann ist da noch das Moment des Habitus und der Körperlichkeit – man achtet als Zuschauer bei einem *Club der toten Philosophen* ganz anders darauf: Wie spricht einer, mit welcher Präsenz gegenüber den anderen toten Philosophen tritt er auf? Bei anderen Philosophie-Performances ist dieser Aspekt der Körperlichkeit natürlich noch stärker gewesen – von der bedrängenden Körperlichkeit des Macht-Agierens der Performer/innen von *Power/Games* bis hin zu den eigenen *machtförmigen* Sägeerfahrungen, die man als Besucher/in bei der Lecture-Performance von Martin Dornberg¹¹ machen konnte.

Durchsage der Straßenbahnfahrerin: »Wir erreichen als nächstes die Haltestelle Leipzig-Hauptbahnhof!«

Philosophin 1: Ich danke Ihnen. Das war ja wirklich eine philosophisch kurzweilige Straßenbahnfahrt. Und mir fällt jetzt zum Abschied nichts Besseres ein, als Sie, liebe Kolleg/innen, mal wieder auf diesen performativen Schlusssatz von Sokrates in Platons Dialog *Theaitetos* zu verweisen.

Performer: Der Satz ist mir gerade entfallen, wie lautet er nochmal?

Philosophin 1: »Morgen aber, Theaitetos, wollen wir uns wieder hier treffen!«

Philosophin 2: Ein trefflicher Schlusssatz. Auch ich wünschte wirklich, dass es schon morgen eine Fortsetzung unserer Unterhaltung gäbe – Philosophie ist bekanntlich ein fortwährendes Gespräch ...

Performer: ... bzw. eine fortwährende Gesprächsperformance! Apropos: mein performerischer ›Material-Instinkt‹ hat mich dazu verleitet, unsere ganze Unterhaltung von Anfang an gleich mal diskret mit meinem Diktaphon aufzuzeichnen. Wenn es mir jetzt noch gelingt, dazu die passenden Videomitschnitte von der Überwachungskamera dort oben zu organisieren (*Performer deutet auf die Überwachungskamera an der Decke des Straßenbahnwagens, die direkt auf ihn und seine beiden Gesprächspartner gerich-*

11 | Martin Dornberg: »macht nutzen – macht denken«, Lecture Performance während des Festivals und der Tagung MACHT_DENKEN! am 23.04.2016.

tet ist), dann könnte ich die Audio- und die Videospur zusammenführen und eine filmische Doku unseres Gespräches zusammenschneiden. Das Ganze könnte dann als dialogische Festival-Reflexion auf den YouTube-Kanal von Soundcheck Philosophie hochgeladen werden. Ich versuche mal, bei den Leipziger Verkehrsbetrieben anzufragen wegen der Videobilder. – Das mit dem Überwachungsvideo hätte ja zudem den Charme, dass das Thema *Macht* und ihre Regime von Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit wie das Thema *Kontrollmacht im öffentlichen Raum* in der Darstellung gleich mitexemplifiziert würden. Aber dazu müsste ich natürlich Ihr formelles Einverständnis haben. Ich habe da schon mal was vorbereitet. Wenn Sie hier mal kurz unterschreiben könnten ...

Der Performer holt zwei Zettel und einen Stift aus seiner Tasche und überreicht sie den beiden Philosophinnen.

Philosophin 1 (zögernd): Hm, ich weiß nicht recht. Ich habe das alles hier vielleicht etwas zu ungeschützt gesagt, um es einfach so von Ihnen ins Netz stellen zu lassen. Eine schriftliche Transkription des Gespräches, mit der Möglichkeit der Nachbearbeitung meiner Äußerungen an bestimmten Stellen, wäre mir eigentlich lieber. Ja wirklich, und dann könnte ich da auch noch ein paar Fußnoten dran machen, und es würde alles etwas seriöser klingen.

Philosophin 2: Also, das mit einer simplen YouTube-Doku unseres Gespräches scheint mir vor dem Hintergrund ästhetischer und auch performance-theoretischer Fragestellungen noch nicht ausreichend durchdacht zu sein. Ich will sagen: Ein vielleicht gelungenes mündliches Gespräch ist das Eine – die Video-Dokumentation eines solchen Gespräches ist noch einmal etwas ganz Anderes. Wenn diese gelingen soll, müsste man sich wirklich überlegen, wie man das angemessen gestaltet, d.h. wie man den Geist eines lebendigen Gesprächs bzw. einer lebendigen Gesprächsperformance mit all ihren Attributen einer ›Ästhetik des Performativen‹ – die leibliche Kopräsenz der Beteiligten und der Zuhörer, die gegenseitige intellektuelle ›Ansteckung‹, die ganze ›Atmosphäre‹ – mit ›einfängt‹ oder die Unmöglichkeit, sie restlos einzufangen, mit ästhetischen Mitteln mit-reflektiert und ›Differenzbewusstsein‹ erzeugt, wie es manche Philosoph/innen vielleicht sagen würden. Im Übrigen aber bin ich mir nicht mal sicher, ob das hier *insgesamt* nicht nur so etwas wie eine literarische

Fiktion ist. Ja vermutlich nicht nur das! – Irgendwie beschleicht mich das Gefühl, dass auch wir selber irgendwie gar keine *echten*, sondern nur *inszenierte* Dialogfiguren sind, so wie die Figuren bei Platon auch, dass es uns also gar nicht *wirklich gibt*! – Dass wir auch gar nicht wirklich etwas *gesagt* haben, dass wir keine wirklichen philosophischen oder philosophisch-performativen Sprechakte ausgeführt und keine wirkliche kommunikative Macht entfaltet haben!

Performer: Letzteres müssen am Ende doch die Rezipient/innen entscheiden. – Aber hätten wir noch einen gemeinsamen Schlusssatz, den wir ihnen jetzt mit auf den Weg geben können? Vielleicht einen von diesen wunderbaren Bonmot-Sätzen von John Austin, dem Erfinder des Performativen in der Philosophie?

Philosophin 1 und Philosophin 2 nicken, während die Straßenbahn die Haltestelle am Hauptbahnhof erreicht und anhält.

Performer, Philosophin 1, Philosophin 2 (*beim Aussteigen aus der Bahn gemeinsam chorischesprechend*): »Auf jeden Fall müssen wir die Vereinfacherei vermeiden: man fühlt sich versucht, sie die Berufskrankheit der Philosophen zu nennen, wäre sie nicht ihr Beruf.«¹²

